

Digitales Brandenburg

hosted by Universitätsbibliothek Potsdam

W. v. Schulenburg. E. Friedel, O. Monke, A Kühnlein: Kleine Mitteilungen.

wortes, weil sie noch eine Vorstellung verdeutlichen, in der ihre Kräfte dem Kämpfer zur Seite stehen, den Gegner aber arg schädigen können.

Jedenfalls aber werden die Schimpf- und Scheltworte ein wichtiges Material für den Volksforscher geben, falls sie einmal systematisch gesammelt werden, vielleicht in Verbindung mit den Flüchen. Diese Sammlung anzuregen ist der Zweck dieser Skizze, die keine bessere Organisation dafür voraussetzen kann, als den Verband der Vereine für Volkskunde.

Kleine Mitteilungen.

Der Pritzstabel zu Spandowe. Unter diesem Titel machte u. M. Herr Oberpfarrer Recke in Spandau am 26. November 1907 im Gemeindesaal der St. Nikolai-Kirche daselbst folgende Mitteilungen.

Die germanistische Deutung des Namens (= Brettstaben, Beamter, der den Schulzen auf das Brett, den zugelassenen „Knüttspan“ im Fischernetz, „in den Eid stabte“, vereidigte) wurde abgelehnt, hingegen der slawische Ursprung (pristav, pristavu = Aufseher, Fischerei-Aufseher) eingehend begründet. Die späteren Umformungen des Titels in pristabell, pristabel, priestabel, prietzstabel, pritzstapel sind germanische Abformungen des inzwischen fremd gewordenen altwendischen pristavu. Seit Mitte dieses Jahres führen die drei letzten Pritzstabel in der Mark — zu Spandau, Cöpenick und Alt-Ruppin — den amtlichen Titel „Königlicher Fischmeister“.

Die Geschichte des „Pritzstabel zu Spandowe“ ihr sehr interessant. In die heidnische Vorzeit der wendischen (slawischen) „Kietzer“ zurückweisend, tritt uns die eigenartige Gestalt des „Fischmeisters“ sonderlich in der Geschichte des Amtes Spandow, des alten Schloßamts, sodann des Kurfürstlichen, später Königlichen Domänenamts deutlich entgegen. Das Landbuch Kaiser Karls IV. von 1374, weiterhin die Fischerei-Verordnungen des Kurfürsten Joachims II., des Großen Kurfürsten, Friedrichs des Großen, der neuern und neuesten Zeit nennen und kennen ihn. Im 18. Jahrhundert wurden als Pritzstabel zu Spandowe Michel Mannkopf und Johann Gottfried Wegener genannt. Das Gehalt war gering. Neben der Nutzung der „Pristabelwiesen“ (Uklei- oder Uklandswiesen am Grützmachergraben) bezog der Pritzstabel zu Spandowe, der übrigens kein Berufsfischer zu sein brauchte, außer einigen geringen Naturalabgaben, Renten und Akzidentien, die er persönlich in den Fischerdörfern einzuziehen hatte, lediglich ein Jahresgehalt von „12 Thl. und 12 Sgr.“. Das Gehalt wurde bereits 1738 seitens der „Kurmärkischen Kriegs- und Domänen-Kammer“, sodann selbstverständlich in der Neuzeit angemessen erhöht.

Das Amt des Pritzstabel war und ist ein sehr weitgreifendes und vielseitiges. Als staatlichem Binnenfischerei-Aufseher mit lokal-polizeilicher Ge-

walt untersteht ihm die Aufsicht über das gesamte Fischereiwesen von der Hennigsdorfer Brücke bis zum Mühlendamm in Berlin und wiederum von dort bis zum Damm in Brandenburg an der Havel. Wehe dem „Kleinfischer“ (Kloster-, Schloß-, Küchen- oder Beifischer), der „dem Kurfürsten (Fiskus) in das große Garn fischt“; wehe dem „Kietzer“ oder „Dämmer“, der mit einem Fischgarn (poverte, pehre, tolle, ballreuse), dessen Netzweite unter 2,5 Zentimeter hinuntergeht, sein Handwerk treibt, von der streng verbotenen „Zure“ (Strohnetz) ganz zu geschweigen, oder der gar die gesetzlichen Schonzeiten, Schonreviere, Fischpässe und Wehre unrespektiert läßt; wehe dem Dörfler, der die Grenzen der „Watefischerei“ mutwillig überschreitet; wehe dem Angler, der eine Darge (Blänker) führt, oder gar ohne Angelkarte erfunden wird; wehe endlich dem armen Fischlein „Plötze“ (slawisch „ploc(z)ica“), das unter 15 Zentimetern Mindestmaß auf den Markt kommt! Der Pritzstabel muß alles kennen, alle Wasser und Gewässer mit ihren Lanken, Gelägen, Liepen, Werdern, Hörnern, Rohrdämmen, Wiesen, Gräben, Harden und Weichten, den Aalemann, den Chrienick, den Münchewinkel, den Gerinnekolk, die große und kleine Malche, den Sengeken-Graben, die Wulwelanke, dazu der Fische seltsames Leben und mannigfache Art; der Pritzstabel muß weiter alle „Dienstbarkeiten“, sowie alle „Gerechtigkeiten“ und „Gerechtsame“ schirmen und schützen, aber auch alle Übertretungen und Vergehen im Wege der Beschlagnahme oder Anzeige klagen oder ahnden: er ist ein „König im kleinen“, in dem geheimnisvollen Reiche des Wassers, der Fischerei und der Fische! Der Vortrag schloß mit einem Hinweis auf die alten Fischereiurkunden der „Kietzer vom Tiefwerder“ (die Pichelsdorfer sind ohne Dokumente), die, auf Pergament oder Schweinsleder geschrieben, bis zum Jahre 1393 zurückreichen. Die Dokumente, die übrigens in den „Märkischen Forschungen“ Band XVII veröffentlicht sind, waren mit freundlicher Bewilligung der alten Innungslade entnommen und zur öffentlichen Einsicht ausgelegt.

Herr E. Friedel bemerkt hierzu folgendes: Die Ableitung des Namens Pritzstabel aus dem Wendischen ist zweifellos. In dem dem Wendischen mehr verwandten Russischen bedeutet Pristav soviel als Vogt, Aufseher.

Was die Tiefwerderschen Urkunden, darunter eine pergamentene des Markgrafen Jobst von Mähren, Statthalter der Mark, anlangt, so wurden uns dieselben auf einer Pflegerschaftsfahrt des Märkischen Museums am 8. Dezember 1907 von Herrn Gemeindevorsteher Weiss in Tiefwerder freundlichst zur Einsichtnahme vorgelegt, ebenso der Drehstern und die drei Kopfbedeckungen der Knaben, welche als die Heiligen Drei Könige Kaspar, Melchior, Balthasar mit einem Liede hereinziehen, dessen Wortlaut Herr Rektor Otto Monke aufgeschrieben hat.

Zum Schluß kann ich nur dem Bedauern Ausdruck geben, daß der altehrwürdige Name Pritzstabel abgeschafft und durch den gewöhnlichen Namen Fischmeister ersetzt worden ist. Die geschichtliche Pietät hätte die Beibehaltung der seltenen volkstümlichen Bezeichnung erfordert.

Die Krähe als Fischfänger.*) Ich habe, in der Gegend von Himmelpfort bemerkt, daß die Krähe ein Fischräuber sein kann, weil sie nicht nur angetriebene Leichen, sondern eben gefangene Fische frißt. Himmelpfort, im Kreise Templin, liegt inmitten von vier Seen; einer von diesen ist der große Stolpsee. Wo die Ufer ganz oder teilweise mit Wald bestanden waren, sah ich, hatten sich die Krähen geeignete freiere Stellen ausgesucht, wo sie die Fische verzehrten. Ich glaubte aber, daß sie die Fische auch ganz auffräßen, vielleicht unter besonderen Umständen. Denn ich fand öfter nur Schuppen oder sonstige geringfügige Überreste von Fischen, wo die Krähen ihr Gewerbe trieben. Einmal überraschte ich am Modderfitzsee zwei Krähen, die an einer freien, aber abgelegenen Stelle gemeinsam und friedlich einen Fisch verzehrten, obwohl Krähen sonst um Beute sich oft streiten. Beim Nähertreten nachher fand ich nur den feuchten Fleck, wo der Fisch gelegen hatte. Öfter habe ich auch von Krähen angefressene Fische vorgefunden, ein- oder mehrmals einen Fisch, dem der Kopf abgefressen war, habe indessen nicht genauer zugesehen. Auf dem Haussee, durch den viele Flößer kommen, sah ich wiederholt hinten auf den langen Holzflößen Krähen sitzen, an den Enden der Hölzer, offenbar wohl um zu fischen. So ließen sie sich längere Strecken durch den See fahren. Hier sah ich zum erstenmal — es waren keine Menschen auf dem Wasser — eine Krähe mitten auf dem See auf einen Fisch niederstoßen. Sie schwebte einen Augenblick mit zwei Flügelschlägen wie rüttelnd über dem Wasser. Als sie wieder hochflog, hing ihr ein längerer, scheinbar schmaler Fisch zum Schnabel herunter.

Bei den Anwohnern gerade dieser Gewässer stehen die Krähen in üblem Ruf als Räuber der „Lietzeneier“, die man, von ihnen ausgefressen, an den Ufern findet, ebenso wie sie den Möweneiern nachstellen auf einem Möweneiland im Modderfitzsee, weshalb sie auch von den kleinen Möwen dort angegriffen und verfolgt werden. Damals lagen im Haussee an einer Stelle viele Baumstämme zur späteren Bearbeitung in der Sägemühle. Wenn darauf Möwen saßen und Krähen sich niederlassen wollten, wurden sie sogleich von den Möwen verjagt. Ob vielleicht nicht nur aus Feindschaft wegen der Eierräubereien, sondern auch aus Futterneid, da unter dem Holze Fische standen? Anwohner dieser Seen sagten mir gelegentlich: „Wenn die Krähen Junge haben, sitzen sie am Wasser, wo die Lietzen Nester haben, und nehmen die Eier weg. Sie sollen die Eier zwischen die „Poten“ nehmen, und nehmen auch lebende Fische mit.“ Diese letztere Tatsache ist also dort ganz bekannt. Ich habe auch schon in der „Märkischen Fischerei“ vermerkt (Festschrift des Fischerei-Vereins für die Provinz Brandenburg 1903, 57), und zwar nach den Angaben von Fischern, im besonderen des Fischereibesitzers Hankel, der gewiss große Erfahrung in der Fischerei hatte, daß die Krähen als Fischfeinde gelten. Nebenbei nur möchte ich erwähnen, daß mir neulich in einem Vororte bei Berlin die Eigentümerin,

*) Aus Mitt. des Fischerei-Vereins für die Prov. Brandenburg 1907 S. 31 und Aufsatz von K. Bugow-Potsdam in Heft 5/6. August 1906 ebendasselbst.

eines größeren Gartens, der inmitten von Waldstücken liegt, bei Aufzählung der Gartenfeinde sagte, daß bei ihr die Krähen sogar die Goldfische aus dem Aquarium holten, das unter Bäumen unweit des Hauses steht.

Die Zeit, wo ich bei Himmelpfort Krähen frische Fische fressen sah, war Ende Mai und Monat Juni. W. v. Schulenburg.

Das verschwindende Dorf Schiedlo, Kirchdorf bei Wellmitz, Kreis Guben. Der 33 Mitglieder zählende Kriegerverein in Schiedlo feierte sein letztes Fest. Seine Auflösung ist mit diesem Tage erfolgt, da das Dorf in nächster Zeit von der Erde verschwinden muß. Zahlreiche Mitglieder, die schon in ihrem neuen Heim sind, hatten sich zu dem Feste eingefunden. Neun Veteranen bedauern die Auflösung des seit 22 Jahren bestehenden Vereins. Die acht Gewehre des Vereins sind an den Kriegerverein in Polenzig, Kreis Krossen, verkauft worden. Der Erlös (131 Mk.) ist an sämtliche Kameraden verteilt worden. Darauf fand der letzte Umzug des Vereins mit Musik durch das Dorf statt. Auch der Schiedloer Schifferverein wird sich auflösen. Die Fahne ist bereits verkauft worden. Das Dorf Schiedlo an der Mündung der Neiße in die Oder ist der Hochwassergefahr derartig ausgesetzt, daß es ohne ernstliche Gefährdung der Bewohner nicht länger zu halten ist. Die Mitteilung stammt vom Ende Januar 1908.

Vom Rittergut Wilsickow. Im Jahre 1889 übernahm Herr von Holtzendorff das väterliche Gut. Wilsickow ist mit Neuhof 4500 Morgen groß, und wird durch Herrn von Holtzendorff mit Hilfe eines Inspektors bewirtschaftet. Er war früher Offizier im 2. Garde-Regiment zu Fuß, und ist jetzt ein passionierter Landwirt. Durch viele Verbesserungen hat er die Ertragsfähigkeit des Bodens sehr erhöht. Die das Gut durchziehende Hügelkette hat Herr von Holtzendorff mit Laub- und Nadelbäumen bepflanzt, ebenso im Tanager hat er weise gewirtschaftet, so daß das Gebrauchsholz allein vom Gut bezogen werden kann. Herr von Holtzendorff hat in 16jähriger Tätigkeit viel geleistet, trotz aller materieller Arbeit hat er aber stets Zeit gefunden, sich der Kunst und Wissenschaft zu widmen. Als großer Shakespeare-Verehrer gilt sein Hauptstudium diesem großem Dichter. Der Brite ist der Lieblingsdichter des Herrn von Holtzendorff, weil seine Werke unerschöpflich an Lebensweisheit sind, und die Sprache so wunderbar schön ist. 310 Jahre sind seit Shakespeare verflossen, und trotzdem passen seine Gedanken und Aussprüche in unser modernes Zeitalter. Zu Ehren dieses Dichters setzte Herr von Holtzendorff einen Gedenkstein. Das Denkmal steht am Wege, der von Wilsickow nach Groß-Luckow führt. Der Stein wurde auf dem Felde gefunden, konnte aber seiner Größe wegen nicht weiter fortgeschafft werden. Er ist daher nicht weit von der Fundstelle am Wege gesetzt worden und steht 1 Meter tief in der Erde. Wilsickow besitzt aber noch ein Denkmal: das Bismarckdenkmal, das 1891 gesetzt wurde. Es steht am Park, einen stimmungsvollen Hintergrund dazu bilden die Bismarcksanlagen. Eine Brücke

führt zur Bismarcksinsel, die das Erbbegräbnis derer von Holtzendorff werden soll. Das Bismarckdenkmal besteht aus zwei Teilen. Der untere Teil ist ein roher Stein, in dessen Mitte ein großes eisernes Kreuz ist, umgeben von einem goldnen Lorbeer- und Eichenlaubkranz. Auf diesem Untergestell steht ein kleinerer, oben abgerundeter, polierter Stein. In der Mitte ist ein goldenes Kleeblatt eingemeißelt, darum steht der Spruch: In Trinitate Robur. Darüber leuchtet in goldnen Buchstaben uns der Name: Bismarck, entgegen, unten steht die Jahreszahl: 1. April 1891. Zum 80jährigen Geburtstag des Kanzlers war eine große Feier, zu der viele Freunde des Hauses Wilsickow erschienen waren. Ein Begrüßungs- und Glückwunsch-Telegramm wurde abgelassen. Das Denkmal war reich geschmückt. Zwei Rundbogen erhoben sich über dem Stein. Sie waren mit Tannenreisern umwunden und mit schwarz-weiß-roten Schleifen verziert. Im Hintergrunde wallten Flaggen herab, über dem ganzen schwebte ein großes eisernes Kreuz. Beim Tode des Fürsten war derselbe Schmuck mit Trauerflor überzogen. Beide Denkmäler sind genau nach den Entwürfen und Angaben des Herrn von Holtzendorff gemacht. Man sieht daraus, mit welcher Lust und Liebe er sich der Kunst und Wissenschaft widmet. Der Wilsickower Park ist auch reich an Schönheiten und ebenfalls ein Werk des Besitzers.

(Prenzlauer Zeitung. 11. 12. 1904.)

Eine neumärkische Hünin. Die Charlottenburger Zeitung (Neue Zeit) vom 18. September 1907 meldet aus Plagow, Kreis Arnswalde, Folgendes. Ein weiblicher Nachtwächter, und noch dazu ein solcher mit nur einem Arm, ist gewiß eine erwähnenswerte Seltenheit. Unser Dorf kann sich eines solchen Besitztums rühmen und hat zudem allen Grund, mit seinem Nachtwächter überaus zufrieden zu sein. Das Mädchen, das nachts ihre Runde macht, geht am Tage ihrer sonstigen Beschäftigung nach. Trotzdem sie nur den rechten Arm hat, fährt sie Dung, pflügt, eggt, ladet Korn und verrichtet schwere landwirtschaftliche Arbeiten, die sonst zumeist nur von Männern ausgeführt werden. An zwei Tagen der Woche fährt sie noch den Bäckerwagen, verkauft Backwaren und Brot und waltet hierbei ihres Geschäftes in musterhafter Weise. Sie ist aber noch vielseitiger: Sie verschneidet mit Vorliebe den Männern das Haar und hat selbst den Schmuck ihres Geschlechtes, das lange Haar, willig der Schere geopfert. Furcht kennt sie nicht. Sie verfügt bei einem Körpergewicht von zirka 190 Pfund über derartige Körperkräfte, daß sie kürzlich einen robusten Schlächtergesellen, der sie mit unnützen Redensarten belästigte, von seinem Wagen herunterholte und so nachdrücklich in den wasserhaltenden Chausseegraben tauchte, daß ihm Hören und Sehen verging. Man bringt dem Mädchen hier allgemeine Achtung entgegen.

Leinöl war früher im Havelland ein beliebtes Volksnahrungsmittel, und in vielen Dörfern befand sich eine Ölmühle. Das Öl wurde an manchen

Stellen mit einer Federpose auf das Brot gestrichen, z. B. in Zachow bei Ketzin. Die Schuljugend duftete in der Ölzeit stark nach Leinöl, und auf Jacke und Weste sah man im Oktober gewöhnlich eine Schlitterbahn, hervorgerufen durch abgetropftes und verwischtes Leinöl. Leinöl galt als Heilmittel bei Husten und Heiserkeit; ja gegen Schwindsucht sollte es helfen. Es gab eine „frische Stimme“, wurde aber auch angewandt, um Brandwunden zu heilen. Ich habe als Kind Leinsamen in die Ölmühle zu Berge bei Nauen getragen und bin bei der Herstellung des Öls um 1868 häufig zugegen gewesen.

Otto Monke.

Sehr beliebt ist Leinöl als Speise noch jetzt in der Niederlausitz, besonders im Spreewald.

E. Friedel.

Pütten, Teerofen bei Schönwalde, Kreis Nieder-Barnim. Nach dem Katasterbuch von 1792 gehörte zu dem in Jagen 121 der Königlichen Forst gelegenen Teerofen Pütten (Vergl. auch Bratrings Angaben vom Jahre 1805) 1. ein Wohnhaus mit einem Feuerkassenwerte von 200 Rthlr., 2. eine Scheune im Werte von 100 Rthlr. und 3. ein Nebenhaus im Werte von 100 Rthlr. Besitzer war 1792 ein Ephraim Beyer, vermutlich ein Verwandter des Christoph Beyer, welchem der Beyersche Teerofen (südwestlich von der Mennigsbrücke) gehörte. Es ist dies vorläufig die älteste Nachricht über Pütten. In der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts stand an Stelle des Teerofens die Försterei Pütten, welche 1847 abbrannte und 1848 am Gorinsee als Forsthaus Gorin wieder aufgebaut wurde.

O. Monke.

Von märkischen Handwerksburschen. Aus einem alten Gesellenbuche. Mitgeteilt von R. Jülicher. Im 15. Jahrg. seiner interessanten „Mansfelder Blätter“, 1907, teilt der Herausgeber Prof. Dr. Größler aus einem „Gesellenbuch für die in Eisleben als Fremd-Gesellen einwandernden Seifensieder“ eine lange Reihe von meist poetischen Eintragungen der Wanderburschen in jenes gewissermaßen ein Fremdenbuch bildende Heft, mit. Wir fanden darin auch verschiedene Brandenburger mit Niederschriften vertreten und halten diese Kleinigkeiten für interessant genug, auch zur Kenntnis der Brandenburgia-Gemeinde gebracht zu werden. Interessant für die Zeit ist noch, daß ein Handwerksbursche seinen Heimatsort Schmiegel, in „Südpreußen“ gelegen, nennt; ein anderer am 13. November 1808: Quedlinburg in „Neuwestphalen“ es war ja dies die Eintagsgründung des Königreichs Westfalen. Erteilen wir jetzt den ehrsamten Seifensiedergesellen aus der Mark das Wort:

1. Alle Mädchen sollen leben,
Die uns was zu naschen geben.

7. Oktober 1801, Friedr. Westphal aus Havelberg und Andre. (Erweitert unterm 16. Juli 1804 v. Gottlieb Pechle-Warschau.):

Und wenn wir das Höchste wagen,
 Uns nicht auf die Finger schlagen.
 (scheint etwas obscön zu sein!)

2. Der erste verewigt sich nochmals 26. September 1804:

Freund, am Ziele Deines Lebens
 Freue Deiner Taten Dich,
 Keine ihrer sey vergebens,
 Jede finde Lohn für sich.

Auch Christian Lindemann aus Gransee hat sich zweimal verewigt:

3. 16. Mai 1805.

Hoffnung, führ' mich dahin,
 Wo ich in Gedanken bin.

4. 13. Januar 1806.

Ich wünsche dem Herrn Meister
 1000 Dukaten in der Not,
 Und das ewige Leben
 Nach dem Tod.

5. Gottl. Ladisch aus Landsberg a. W. schreibt:

Beglückt ist hier
 Der diese Welt
 Für kein Elisium,
 Für keine Hölle hält.

6. Ein gottvertrauender Wanderer ist Gottlieb Brandt aus Dahme; von ihm lesen wir: 10. Oktober 1805.

Ich reise ganz allein,
 Gott wird doch bei mir sein.

7. Es philosophiert 6. August 1810 Carl Rosenthal von Neudamm (Neumark) also:

Nichts ist tröstender, als das Bewußtsein guter Handlungen; nichts ist angenehmer, als die süße Umarmung eines wahren Freundes; nichts ist reizender, als die nachgebende Sprödigkeit eines wohlstandigen Mädchens.

8. Ein dankbares Gemüt stellt sich uns vor in C. F. Schulz von Halbau in der Niederlausnitz:

Ich wünsche Ihnen ein unumwölkttes Leben,
 Und einen Weg zu jedem Glück.
 Der Genius des Glückes möge Sie und Ihre werte Familie stets umgeben,
 Bis einst im Tode bricht Ihr Herz und Blick.

(Das ist seine eigene poetische Leistung!)

9. Ein bekanntes Zitat bringt:

17. Juni 1818, Friedrich Bredow von Brandenburg:

Laß die Winde stürmen
Auf der Lebensbahn,
Ob die Wogen türmen
Gegen Deinen Kahn:
Schiffe ruhig weiter,
Wenn der Mast auch bricht;
Gott ist Dein Begleiter;
Er verläßt Dich nicht.

10. Ausführlich behandelt das äußerst beliebte Thema der Handwerks-
gesellen — „vom Mädchen“.

20. April 1819 Carl Blumenthal aus Berlin:

An eines sanften Mädchens Seite,
Das tugendhaft und reizend ist,
Sei voll von Zärtlichkeit und Freude,
Dein ganzes Leben hochversüßt.
Von ihrem schönen Arm umwunden,
Von ihrer zarten Hand gedrückt,
Dies, liebster Freund, dies sind die Stunden,
Wo man des Lebens Wert erblickt.

11. Ein Philosoph wiederum ist Rudolf Mützel aus Frankfurt a. O., er
schreibt: 14. September 1821:

Stürmt's ins Leben, so blick' in die Natur;
Stürmt's in der Natur, so blick' ins Leben!

12. Nach der guten Seite der Biedermaierzeit — wünschenswert auch
für die heutigen Beziehungen zwischen Meistern und Gesellen neigt endlich
der Vers: (Ludw. Marzahn aus Zossen b. B.):

Den Herren Meistern sei das beste Glück beschieden,
Sie gehen froh durchs Leben hin.
In ihrem Herzen wohne Frieden,
Auch sei für uns Seifensiedergesellen ein Raum darin.

Zur Geschichte des märkischen Oder-Handels gab in der Sitzung
des Vereins für Geschichte der Mark Brandenburg am 11. Dezember 1907
Herr Dr. Rachel interessante Aufschlüsse betreffend den Schiffs- und Waren-
Verkehr auf dem unteren Stromlaufe, kurz bevor die brandenburgisch-
pommersche Handelssperre von 1572 ihm einen tödlichen Stoß versetzte, nach
einer im hiesigen Geheimen Staatsarchiv gefundenen Abschrift aus den

Küstriner Zollregistern, umfassend den Jahrgang von Ostern 1570 bis Ostern 1571. Zwei Handelszüge vereinigen sich bei Cüstrin: der schlesisch-Stettiner Verkehr und der Warthehandel. Jener ist zum größeren Teil in den Händen der Stettiner, ihre Schiffszahl übertrifft die der Frankfurter um das Dreifache. Daneben sind ganz vereinzelt einige märkische und pommersche Städtchen hier vertreten und merkwürdigerweise eine Anzahl Glogauer, Gubener und Krossener Schiffe, obwohl die Frankfurter die Oder oberhalb ihrer Stadt geschlossen hielten. Breslauer Schiffe finden sich infolgedessen nicht auf der Oder; die Breslauer brachten ihre Waren auf der Achse nach Frankfurt; von hier wurden diese durch ihre Frankfurter Faktoren weiterspediert, damals wohl noch zum größeren Teil oderabwärts nach Stettin. Die häufigsten schlesisch-Lausitzer Handelsprodukte sind Röte*, Eisen und andere Metallwaren, Leinwand und Garn, Mühlsteine, Landwein, Hirse. Von Stettin kommen die Oder herauf hauptsächlich Hering und andere Fischwaren, Salz und überseeische Kramwaren, daneben preußisch-litauische Produkte: Honig, Wolle, Flachs, Fellwerk, Talg. Auf der Warthe wurden ausschließlich polnische und neumärkische Waldwaren abwärts geschifft, da die Warthefahrt aufwärts seit Markgraf Hans verboten war, um die Stettiner nicht nach Polen vordringen zu lassen. Da also die Gelegenheit zur Rückladung fehlte, so kamen hier nur Holzflöße und leichte polnische Kähne herab, um Bauholz, Klappholz (Böttcherholz), Teer und Pech nach Stettin zu bringen. Die Landsberger beteiligten sich an dieser wenig lohnenden Schifffahrt gar nicht, sondern handelten zu Lande nach Stettin. Auffällig ist, daß aus Polen in diesem Jahre wenigstens kein Getreide zu Wasser kam, daß überhaupt ziemlich wenig Getreide an Cüstrin vorübergeschifft wurde, und daß es ausschließlich aufwärts nach Frankfurt ging. Das lag einerseits an der schlechten Ernte von 1569, dann aber wohl auch an dem seit 1569 auf die ganze Kurmark ausgedehnten sehr hohen neuen Grenzzoll auf Getreide, der die Durch- und Ausfuhr zweifellos stark beschränkte. Aus der Zeit, die hin- und zurückfahrende Schiffe gebrauchen, um wieder den Cüstriner Zoll zu passieren, läßt sich entnehmen, daß die Frankfurter nicht über Stettin und die Stettiner nicht über Frankfurt hinausfuhren, sondern an diesen beiden Orten ihre Geschäfte abwickelten, allerdings damals noch nicht notwendig und ausschließlich mit den dortigen Bürgern; die Frankfurter z. B. bezogen die überseeischen Waren meist von Lübeck und bedienten sich der Stettiner nur als Faktoren und als Schiffer, und umgekehrt werden die Stettiner zu Frankfurt mit den Schlesiern unmittelbar den Warentausch bewirkt haben. Der Versuch Stettins, statt dieses freien Verkehrs 1571 einen Monopolbetrieb einzuführen, hat den Handel auf der unteren Oder nahezu vernichtet.

Was ist Röte? Ist es mit »Rötel« übereinstimmend, so ist es das Erzeugnis, was bei der Bildung von Wiesenerz oder Rostwiesenerz als Nebenprodukt (Ackerde) gewonnen wird und zum Färben dient (aber auch z. B. von den Kupferschmieden beim Aushämmern der Kessel um die angenehme, gedämpfte Farbe des Kupfers zu bewirken, gebraucht wurde und noch jetzt gebraucht wird. Bei einer Pflegschaftsfahrt des Märkischen Museums nach der Obermühle bei Eberswalde, Kreis Nieder-Barnim, am 20. Oktober 1907 fanden wir dort noch Reste einer früher schwunghaft betriebenen Rötelfabrikation.

Zur **Volkskunde**. Sprichwörter und Redensarten aus der Uckermark. Mitgeteilt von R. Jülicher. Aus den leider nur sehr unvollständig aufbewahrten Papieren der Hinterlassenschaft des längst verstorbenen Lehrers Pracht zu Röporsdorf am großen Unter-Uckersee kann ich hier von dem schon vor 50 Jahren volksforscherisch sehr interessierten Mann folgende in der Uckermark in lebhaftem Gebrauch stehende sprichwörtliche Redensarten mitteilen.

1. Du grienst (greinst) as wenn du 'ne Kröt' an 'n Strick hest.
2. Du grienst als ein Pfingstfoß (. . . . fuchs).
3. Du mökst (machst) so'ne (solche) Oogen as 'n geprügelter Koater (als ein geprügelter Kater).
4. Du rönnst (rennst) as en Büdel (Beutel) vull Steene (Steine).
5. Du goh na Hus (geh nach Hause) un stopp di' d' Strümp' (und stopfe dir die Strümpfe)!
6. Du springst as en Zickenbuck.
7. Du sühst ut (siehst aus) as en Pöttken (Töpfchen) vull Müs (voll Mäuse).
8. Du horkst so hoch (horchst so hoch = lauschst) as wenn d' Katt (wenn die Katze) dunnern hört.
9. Jajajajaja, seggt de Bur, wenn er ne werre wett (wenn er nicht weiter weiß).
10. Is woll'n Broatappel ut' d' Röa' trüdelt (Ist wohl ein Bratapfel aus der Röhre getrudelt).
11. Mi freart as en Schnira. (Mich friert wie einen Schneider).
12. De is so eegen as Hans Finken sin Katt, soll gris Mehlsupp freten und hat nischt. (Der (die) ist so eigen wie Hans Finks Katze, soll graue Mehlsuppe fressen und hat nichts.)
13. Ick hebb' su'n Schreck kregen, dat mi 't Hemd to Linewand worden is. (Ich habe solchen Schreck gekriegt, daß mir das Hemd zu Leinwand geworden ist).
14. He kaut so hoch (ißt so langsam), as wenn d' Katt heeten Brei frett (heißen Brei frißt).
15. De is ok woll met 'en Dämelsack schloan. (Der ist auch wohl mit dem Dämelsack geschlagen.)
16. He (Er) lacht, dat em de Lus' (Läuse) von 'n Buk trüdeln (daß ihm die L. vom Bauche trudeln).
17. Ung'nög't Gast' wäre met d' Näs' upt Discheck stött'. (Ungebetene Gäste werden mit der Nase auf die Tischecke gestoßen.)
18. Dit Metza schnitt' as' d dodig Hunn bitt. (Dies Messer schneidet wie der tote Hund beißt.)
19. Du sühst so nüll (rundlich?) ut, as 'n Pellnudel (Pellkartoffel).
20. Wen (Wer) Geld hat, kricht ok (auch) Schöh (Schuh).
21. Wenn d' Mus dick is, is't Mehl bitta.
22. De (Die) süht so ni (neu) ut, as wenn s' hüt erst backt (gebacken) is.
23. Du löttst (läßt das) Mul so heng'n (das Maul so hängen) as wenn't Perd (Pferd) von d' Nachthood kümmt (von der Nachtweide kommt).

Eine Baum-Chronik. Wanderer, der du durch unsere heimatlichen Dörfer streifst, geht dir nicht das Herz auf beim Anblick ihrer alten schönen Bäume? Zumeist sind's Linden. Am Dorfteich betrachten sie ihr Bild im Spiegel oder lauschen der Zwiesprache, die dort in ihrem Schatten gepflogen wird; sie grüßen dich an Tür und Tor, schirmen Dach und Giebel, sie schauen über Dachfirst und Torbogen hinein in Hof und Haus, als wollten sie sagen: Was hierdrin passiert, das geht uns auch an, wir erleben's mit, hier sind wir zu Hause und vieles können wir erzählen aus längst vergessenen Tagen. Fragst du aber die Leute, wie alt wohl ihre Bäume sein möchten oder wer sie gepflanzt hat, so lautet die Antwort: „Das wissen wir nicht!“ Schade. Sie schätzen und lieben sie ja, sonst hätten sie sie doch längst „verwertet“. Warum denn wissen sie so wenig von ihnen? Das ist aber nicht schwer zu sagen: vom Mangel heimatlicher Geschichtspflege kommt's. Und doch wäre sie eine gar schöne und segenbringende Sache. Nicht allein die großen Städte, auch die kleinen, ja jede Dorfgemeinde sollte ihren Stolz darein setzen, ein wenn auch noch so bescheidenes ortsgeschichtliches Archiv zu besitzen. Aber nicht etwa würde sich's lediglich um Niederschriften handeln, um zu berichten, wie die Zeitgeschichte mit ihrem Arm auch in das entlegene Dorf hineinlangen kann oder wie der Zeitgeist im guten oder üblen Sinne seinen Einzug hält; ebenso wichtig für die Berichterstattung wären die jeweiligen örtlichen Geschehnisse und ihre Wirkung auf die Gedanken- und Gefühlswelt der Gemeindeglieder. Wenn der Hans die Grete freit, so ist das bekanntlich eine so wichtige Sache, daß es ins Kirchenbuch eingetragen wird. Daß aber derselbe Hans unter Hintansetzung seines eigenen Lebens einen Buben aus dem Mühlenteich gezogen hatte, der dort durchs Eis gebrochen war, davon berichten die Akten nichts. Oder: die Vorfahren des Kirchbaues in N—dorf sind ausweislich des Kirchenbuches seit Menschengedenken im Besitz des stattlichen Hofes gewesen. Nun bezeugt der hochbetagte Auszügler des Nachbarhofes, daß die beiden herrlich ragenden Linden zwischen Hof und Kirche vom Urgroßvater zum 300. Geburtstag Dr. Martin Luthers, also am 10. November 1783, und die beiden mit ihnen wetteifernden am Torweg am Reformationsfest 1817 vom Großvater des Bauern gepflanzt worden seien. Wenn die späteren solches in den Blättern ihres dorfgeschichtlichen Archivs verzeichnet fänden: gelt, würden sie nicht die Bäume mit ganz anderen Augen ansehen? „Seht“, würden sie mit innerem Anteil sagen, „das sind unsere Luther-Linden und das sind die Reformationslinden unserer Kirchbauern. Wie sie groß und schön geworden sind!“ Und wie viele „Reformationsbäume“ werden 1917 gepflanzt werden? fügen wir fragend hinzu. Handelt es sich endlich darum: wer soll die Akten führen? Schon jetzt gibts in deutschen Landen zerstreut einzelne Geistliche, Lehrer und Privatleute, denen es ein Bedürfnis ist, solche Niederschriften zu machen und zu sammeln; ihr Verdienst um Heimat und Volkstum wird nicht ungewürdigt bleiben! Möchten Kirche, Staat und die Vereine für Volkskunde, Ortsgeschichte und Heimatpflege ihre Tätigkeit und ihre Anregungen auch auf die schöne Gepflogenheit örtlicher Geschichtsschreibung richten, damit diese ihre Kreise immer weiter ziehe und sich in „Archiven“ verdichte. Dann werden auch unsere alten schönen Bäume in

Dorf, Aue und Wald ihre „Geschichtsschreiber“ finden. — Diesen wohl zu beherzigenden Aufruf veröffentlicht Herr Rudolf Schmidt, Pfleger des Märkischen Museums, in „Aus der Heimat“ von 15. Dez. 1907, der der Heimatkunde in dankenswerter Weise dienenden halbmonatlichen Beilage zur Pflege heimatlicher Interessen, gleichzeitig Beiblatt zur Eberswalder Zeitung.

Aus Schönnow, Kreis Nieder-Barnim. In der Kirche zu Schönnow bei Bernau wurde bei Anlage einer Heizvorrichtung vor einigen Tagen ein Gewölbe entdeckt, in welchem man einen Schädel, einen Degenknauf mit einem Stücke der dazu gehörigen Klinge, eine Schnalle, Teil einer Perücke und ein Stück bunten Seidenzeuges fand. Um 1720 hat auf dem früher zu Bernau gehörenden Kämmereigute Schmetsdorf, das jetzt von der Stadtgemeinde Berlin angekauft worden ist, ein Pächter Kraatz, ein Hauptmann, gelebt, der nachweislich in Schönnow beigelegt worden ist. Vielleicht rühren die Fundstücke wenigstens teilweise von ihm her. Die Gruft in der Kirche stand mit der Außenwelt weder durch ein Tor, noch durch ein Fenster in Verbindung; daher wußte man bisher nichts von dieser Begräbnisstätte. Doch befindet sich an der äußeren Kirchenwand eine vermauerte Tür, über deren ursprünglichen Zweck nichts bekannt war. Herr Lehrer Specht-Schönnow sagte mir, dort sei nach seiner und des Pastors Ansicht die ehemalige Eingangstüre zur Kirche gewesen. Als solche scheint sie mir aber viel zu schmal und auch zu niedrig zu sein, und ich glaube, sie war früher die Eingangstüre zur Gruft, die wahrscheinlich schon vor 1720 angelegt worden ist, vielleicht schon vor 1443, seit welcher Zeit sich Bernau im Besitze des halben Dorfes Schönnow befand. Über die früheren Besitzverhältnisse geben Berghaus und Riedel (Bernauer Urkunden) Auskunft. Hinzufügen will ich noch, daß man die obengenannten Funde wieder eingemauert hat; sie waren auch wohl an sich wertlos. Die ganze Sache hat nur insofern ein Interesse, als dadurch die Bedeutung der vermauerten Tür erklärt wird.

Otto Monke.

Über die Kietze und ihre Bedeutung ist mehrfach in der Brandenburgia die Rede gewesen, doch fehlt noch immer, trotz aller Anläufe, eine genaue Zusammenstellung des Materials, was u. a. daraus erhellt, daß, gleich den Planetoïden, immer noch einzelne, der Wissenschaft bislang entgangene Kietze auftauchen.

U. M. Herr Rektor Monke bemerkt:

In vielen märkischen Städten führt der am Wasser oder in der Nähe einer sumpfigen Niederung gelegene Stadtteil den Namen Kietz, z. B. in Spandau, Potsdam, Freienwalde, Cüstrin, Sonnenburg, Biesenthal, ja in dem wasserarmen Werneuchen. Auch einige märkische Dörfer (Berge bei Nauen, Birkenwerder bei Oranienburg usw.) besitzen einen Kietz. Ferner kommen in Pommern (Wollin) Kietze vor. Der Name stammt aus dem Wendischen und wird von Kaiza, Kitza = Fischerhütte abgeleitet. Ursprünglich bezeich-

nete man mit dem Worte Kietz in Ortschaften mit gemischter Bevölkerung den wendischen Teil der Niederlassung, deren Bewohner sich vorzugsweise mit der Fischerei beschäftigten, aber auch im Acker- und Gartenbau wohl-erfahren waren. Trotzdem sahen die Deutschen häufig mit Verachtung auf die Reste der wendischen Bevölkerung herab, und noch heute gilt allerorts die Redewendung „er wohnt auf dem Kietz“ als eine Schmähung. Dieser Umstand hat im Jahre 1905 die Bewohner des Kietzes in Birkenwerder veranlaßt, die offizielle Umnennung des Kietzes zu beantragen. Seit kurzem hat der dortige Amtsvorsteher den historischen Namen in „Werder“ umgetauft und die Straßenschilder dementsprechend ändern lassen. Da die Städte ihre Kietze bisher nicht verleugnet haben, lag auch in Birkenwerder für die Umnennung kein genügender Grund vor, und es bleibt zu hoffen, daß der alte Name dem Gedächtnis des Volkes nicht verloren gehen wird.

Dem füge ich hinzu, daß die Redensart „oller Kietzer“ oder: „Det haben Se wohl uf'm Kietz gehört!“ u. dgl. als Schmähworte in Berlin und anderen märkischen Orten noch vielfach gebraucht werden. Ich entsinne mich aus dem Anfang der siebziger Jahre v. J., als ich Kreisrichter in Cöpenick war, dieselben Redensarten von Cöpenickern in bezug auf Bewohner des dabei an der Wendischen Spree oder Dahme belegenen Kietzes gehört zu haben.

Gleichzeitig bitten wir, daß Notizen über das Vorkommen über die Bezeichnung Kietz dem Herrn Rektor Monke, N, Ravené Straße 12, der dieselben sammeln und verarbeiten wird, mitgeteilt werden. E. Friedel.

Ende des Wirtshauses „zum Kuhstall“ in Berlin. Am Sonntag, den 22. September 1907 hat das Kuhstall-Restaurant Invalidenstrasse 110 für immer seine Pforten geschlossen. Ich selbst habe noch dort ein Glas Roten zum Abschiede getrunken. Wie ich hörte, soll mit dem Abriss sofort begonnen werden. Die kurze Geschichte des Kuhstalles ist mir wie folgt bekannt:

1796 wurde das Vorderhaus und der an dasselbe stossende erste Seitenflügel gebaut. Bis 1820 diente das Haus seinem wahren Zweck als Kuhstall, in dem Milch verkauft wurde. 1820 erhielt der Seitenflügel eine Verlängerung bis zur hinteren Grenze, also dem 2. Flügel, links. Mit der Einführung des Weissbieres wurde ein Restaurationsbetrieb eingerichtet. 1851 trank man dort zum ersten Male Bayrisches Bier. Am 22. September 1907 Kehraus und Abbruch dieses für Berlin historischen Wirtshauses.

A. Kühnlein.

Im Volksmunde wurde das letztere häufig scherzweise „der gesittete Kuhstall“ genannt. Die Brandenburgia hat ihn vor einigen Jahren besucht.

Fr.